

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 6 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile 1 Ngr. — Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an. Vom Verleger direct bezogen kostet der Jahrg. nur 6 Thlr.

Abend.



Zeitung.

Sechsendreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 7.

Donnerstag, am 12. Februar.

1852.

### Der Sohn der Wildniß.

Von  
Ernst Friese.  
(Fortsetzung.)

Es waren jedoch noch kaum acht Tage verflossen, als täglich neue Badegäste eintrafen. Ein rühriges Leben begann nun. Das Bad an sich selbst war keine absonderlich mit Heilkräften ausgestattete Quelle, sondern nur für ganz Gesunde ein Mittel, um neben der ausgezeichnet schönen Natur einen Grund zum Aufenthalte zu haben. Das Bad, mag es Amalien-, Theresien-, Wilhelminen- oder auch Franzens-, Alexis-, Karlsbad heißen, das bleibt sich gleich, genug das Bad lag in einem ovalen Thale von mittelhohen Bergen reizend eingeschlossen. Die Berge ringsum boten die bequemsten und belohnendsten Spaziergänge für die Badegäste und wurden auch eifrig genug benutzt. Da der Badeort nur klein war, so fiel hier die steife Isolirung der verschiedenen Familien ganz fort. Man aß und trank zusammen — man spazierte zusammen — man lachte sang und muscirte zusammen und es fand sich in jeder Sai-

son ein belebendes Princip zu den harmlosen Vergnügungen, in der Gestalt irgend eines unbeschäftigten reichen und practisch für Thorheiten aller Art geübten Mannes. Für dies Jahr zeigte sich jedoch wenig Aussicht zu einem solchen maître de plaisir. Die Herren, welche dort weilten, waren alt, steif unter Actenstößen geworden, oder vom vielen Lagen mit Podogra behaftet — genug die jungen Damen begannen zu seufzen und nach vermehrten Vergnügungen zu jammern.

Martha lebte und webte mit der jungen Welt, die sie hier traf. Sie war der Liebling Aller, denn sie war die Lieblichste, die Bescheidenste und die Klügste, ohne selbst eine Ahnung davon zu haben. Ein leichter Schleier der Wehmuth, der ihr ganzes Wesen weich und duftig umgab, vermehrte die Anziehungskraft ihrer Individualität und erzeugte die zarte Huldigung und Berücksichtigung, die man leicht verletzten Gemüthern zu weihen geneigt ist.

Man hatte sich an einem Tage entsetzlich gelangweilt — der Himmel war mit drohenden Wolken umzogen, die sich, wie zum Spaß, bisweilen öffneten, um einen ganz hübschen Sprühregen auf die Erde zu senden. Dabei regte ein unlieblicher, kalter Wind seine Flügel, so daß die lustigen Elfen-

Kinder, die sonst so gern in Schaaren auf den hübsch und bequem eingerichteten Berghöhen umherschwärzten, im Schutze der Mütter und Tanten zum Kurssaal flohen, um hier ein Amüsament zu suchen. Aber es glückte nichts. Es war einer der bösen Tage des Jahres, wo nichts schön, nichts gut, nichts angenehm, nichts unterhaltend ist — es war einer der Tage, der unzufriedene Leute zänkisch, und liebenswürdige Damen grämlich macht.

Der Abend nahete sacht heran — hie und da schlich ein gelangweiltes Fräulein unter die Colonnaden und schaute von hieraus sehnsüchtig nach dem Eingange in's Thal, wo die Fremden einpassiren mußten. Nach und nach gesellten sich mehr hinzu und endlich hatte richtig die Langeweile, dieser Despot des menschlichen Geistes, die ganze Gesellschaft zum bunten Durcheinanderschwirren, zu einem Spaziergange auf dem gegen Regen geschützten Orte versammelt. Zwar hob der Wind zornig manche Locke empor und zauste sie aus aller Fagon, zwar mußten sich die zarten Gestalten enger in die warmen Longschwals hüllen, aber was schadete das, man war der sichern Erwartung, daß dieser Heroismus belohnt werden würde.

Und es ward so! Mit Peitschenknall und donnerdem Gepolter kündete sich plötzlich das Herannahen eines Fuhrwerkes an, bevor man, durch die Berge verschränkt, etwas sehen konnte. Aller Blicke wendeten sich gegen den ganz nahen Eingang in das Thal — man wartete gespannt der Dinge, die nun kommen sollten.

Eine elegante Reisekalesche wurde sichtbar. Mit Windeseile brausten die prächtigen, muthigen Pferde daher — im Sturm rissen sie den Wagen bergab — sie bogen wild um den Felsen — noch eine Secunde, und der Wagenlenker hielt mit einem Ruck das schöne Gespann, sprang vom Kutschersitze, warf seinem hinter ihm sitzenden Kutscher nachlässig die Zügel zu und rief ziemlich laut und vernehmlich: „die Wette wäre gewonnen, Bolling!“

Pflegmatisch entstieg der genannte Bolling, ein junger, blasser Gentleman, dem Wagen, besah mit höchst komischer Genauigkeit und Neugier seine Glieder, prüfte die Räder und Achsen des Wagens, untersuchte mit unveränderlichem Ernste das prächtige Geschirr der Pferde und sie selbst, und gab dann gravitätischen Tones den Bescheid: „ja, Sie

haben wirklich ihr Wort gelöst — mit heilen Gliedern, unzerbrochenem Wagen und nicht zerrissenem Geschirr sind wir glücklich und lebendig hier!“ —

Die Blicke der Damen richteten sich ganz natürlich bei der vor ihren Augen abgesehenen Scene mehr auf den, welcher mit Gefahr seines Lebens sein Wort gelöst, als auf den, der es leichtsinnig und passiv aufs Spiel gesetzt hatte. Während Bolling mit scherzhafter Wichtigkeit die Fortdauer seiner Existenz constatirte, stand dieser trotzig lächelnd da, mit einer Einfachheit gekleidet, die nachlässig hätte genannt werden können, wenn sie nicht von einem athletischen brillanten Wuchse und einer stolzen Haltung unterstützt worden wäre.

Mit Hintansehung alles Gebräuchlichen zog er jetzt einen Ueberwurf von unscheinbarem Zeuge, der seinen Werth aber in einem prachtvollen Sammfutter trug, von den breiten Schultern, warf ihn, mit einem befehlenden Worte gegen seinen Kutscher in die Reisekalesche, rief einen herbei eilenden Kellner lachend zu: „Champagner — auf Rechnung des Baron Bolling!“ nahm den Arm des Barons und verschwand mit ihm in das Restaurationslokal.

Jetzt erst kam wieder Leben in die stummen Zuschauerinnen des kleinen Schauspiels. „Wer ist das? — Wer mag das sein?“ — tönte es von allen Seiten. Daß mit dieser Frage nur der Koffebändiger gemeint sein könne, lag zu Tage, denn, daß der andere Herr der Baron Bolling war, wußte man ja schon. Außerdem war dies eine Persönlichkeit, die man ruhig mit dem Hute unter dem Arme, mit feinen Pariser Handschuhen an den aristokratischen Händen auf dem Parquet der Societät erwarten kann, weil sie nie diese Gesellschaftspflicht zu versäumen pflegt. Aber der Andere — o das war ein Stern, der nicht oft in Gesellschaften glänzt, weil er, wie ein roher Diamant, unscheinbar gegen die glänzend geschliffenen Glassteine zu erscheinen fürchtet. In der Umgebung der Natur steigt die Natürlichkeit im Preise, man staunt selbst die rohe Kraft an, wie vielmehr eine so veredelte, männliche Sicherheit, die selbstbewußt, wenn auch leichtsinnig einer Lebensgefahr begegnet war.

„Wer es ist?“ fragte eine belebte, ästhetisch, belletristisch, philosophisch und dramatisch zugerittene Dame — „wer sonst, als Ingomar, der Sohn der Wildniß!“

Der Einfall war glücklich — ein allgemeiner Beifall lohnte der Dame, und der Mann mochte nun heißen, wie er wollte, für diese Saison im Bade war er zum Sohn der Wildniß erhoben und wurde auch so bezeichnet.

Nur eine einzige Menschenseele unter diesem Troß lebenslustiger Leute kannte ihn mit einem andern Namen — nur eine Einzige unter den ungestümen, neugierigen Fragerinnen blieb stumm, weil ihr Herz mit unverkennbarer Ueberraschung in wilden Schlägen alle die Gefühle aussprach, welche bis dahin nicht anerkannt wurden.

Martha erkannte schon von fern den, welchen ihre Gedanken unaufhörlich umschwebt hatten, und bei dem ersten Stimmlaut stand in quallvoll seliger Erinnerung die ganze, letzte Vergangenheit vor ihrem Geiste, Sie zog sich schauernd zurück — die Tante Lottum wußte sich ihre Aufregung nicht zu deuten, weil sie bei der flüchtigen Bekanntschaft mit Mathias sein Bild nicht fest genug in sich aufgefaßt hatte, aber sie willfahrte ihrer Nichte und verließ die Gesellschaft, bevor die beiden Herren Gelegenheit gehabt hatten, den holden Mädchenkreis der Saison zu durchmustern.

In ihrem Zimmer angelangt, ging Martha mit den hastigen Schritten der höchsten Unruhe auf und nieder. Die Baronin wartete diskret den Augenblick der Erklärung ab. Endlich blieb das Mädchen vor ihr stehen, legte die beiden Hände, starr und eiskalt vor innerer Erschütterung, auf die Hand ihrer Tante und fragte: „Tante, was führt ihn hierher?“

Die Baronin fühlte sich unsäglich verlegen bei dieser ganzen Scene, zu der sie keinen Anfang fand. Erst als Martha nun den Namen: „Mathias,“ nannte, stellte sich ihre Phantasie den Zusammenhang schnell zusammen und zugleich fiel die Hoffnung: in Martha jemals die glückliche Gattin Alexanders zu sehen, in ein Nichts zusammen. Das war nicht Haß, das war nicht Gleichgültigkeit, nein, das war unverstandene, heiße, überwältigende Liebe, was dieses junge, unerfahrene Geschöpf aus aller Fassung brachte. In dem Gespräche, welches sich nun zwischen beiden Frauen entspann, wurde auch Alles, Alles klar gesichtet und am Ende desselben sagte Martha mit herzlichem Vertrauen: „Schreibe ihm Alles, meine liebe Tante, schreibe

ihm Alles! sage Alexander, daß Du die Botin meines Herzensauspruches seiest, sage ihm, daß ich jetzt erkannt hätte: wie nur Liebe für Mathias mich befeele! — Ob ich jemals seine Verzeihung erlangen würde, sei ganz problematisch, aber ich würde Alles anbieten, um das fürchterliche Mißverständnis, das ich veranlaßt habe, zu lösen! Würde ich jedoch auch mit meiner Liebe von ihm verworfen, so hätte dennoch mein Herz auch nicht den geringsten Raum für eine andere Liebe. —

„Also Alexanders Hoffnung soll ertödtet werden?“

„Sie muß ertödtet werden, damit er ruhig werden kann,“ entschied mit der Energie der Ueberzeugung das junge Mädchen.

Die Baronin fiel in ein tiefes, trübes Nachdenken. Sie hatte das Scheitern ihrer Pläne nicht für möglich gehalten, um so ungeahnter traf sie diese Erfahrung. Die wahre Weiblichkeit verzeiht jedoch nichts leichter, als ein tiefes, reines Gefühl der Liebe, außer diesem momentanen Trübsinn gab sie ihrer Nichte nicht die kleinste Veranlassung, das unbedingte und kindliche Vertrauen zu bereuen, welches sie ihr geschenkt hatte. Sie gewann sich im Gegentheile eine willfährige Verbündete in ihr, noch dazu, da sich die Baronin nicht abzulängnen vermochte, daß ihre Dazwischenkunft den Miß des Verhältnisses bewerkstelligt habe.

Was aber, in aller Welt, führte Mathias hier her? fragen auch wir, und wir sind verpflichtet, der Wahrheit gemäß zu gestehen: „der Zufall führte ihn her, wenn man sonst nicht an das Walten einer Vorsehung glauben will.“

Mathias reiste in der Welt umher. Planlos, bloß um zu vergessen, wie glücklich er jetzt hätte sein können. Mit starkem, männlichem Muth wendete er seine Gedanken ganz von dem Mädchen ab, welches sich, nach seiner Meinung, seiner Liebe unwürdig gezeigt hatte und mit trotzigem Sinne half er seinem Muth nach, wenn die liebliche Gestalt Martha's mit dem Schleier der zartesten Züchtigkeit vor ihm aufstand, um sein Herz zur Vergebung und Entschuldigung zu zwingen. Er beschwor zornig Erinnerungen herauf, um das holde Bild zu bannen und leider genügte dazu oft nur der Name Alexanders. Unweit des Badeörtchens traf er auf den pflegmatischen Sonderling, den Baron Bolling,

welcher, blasirt seit seiner frühesten Jugend, seinem Leben dadurch einen gewissen neuen Schwung zu geben suchte, daß er sich kraftvollen Naturmenschen anschloß, um in ihnen Erheiterung zu finden. Bolling wurde mit der Individualität Strombek's bald vertraut, weniger war dies vielleicht umgekehrt der Fall, sie waren indeß bald einig, zusammen zu reisen, wozu Strombek's höchst bequemer Wagen die nächste Veranlassung bot.

Die Wetten auf tollkühne Abenteuer gehörten zur Tagesordnung, sie entstanden aus Langerweile und Lebensüberdruß von Bollings Seite und wurden angenommen aus Uebermuth und Gleichgültigkeit gegen das Leben von Seiten Strombek's.

Als Mathias im Bade ankam, wußte er nichts von Martha's Anwesenheit und als er am späten Abend durch die Badeliste dieselbe erfuhr, da durchblitzte ihn der dämonische Gedanke, sie durch Verachtung zu demüthigen. Armer Sohn der Wildniß, Du kanntest Dein Herz und Deine Liebe eben so wenig, wie Martha. Er hätte mit einem Schrei des Entzückens die Arme öffnen und das holde, süße Mädchen forttragen mögen, als er sie am nächsten Tage in der Morgensonne, duftig zart und bescheiden, wie ein weißes Moosröschen unter den Bäumen dahinwandeln sah.

Er lehnte sich an den Stamm einer Linde — seine Augen, sein Herz, seine Seele und seine Gedanken folgten ihr, er sah Niemand anders! er wußte nicht ob die Leute, die um sie waren, auch Frauen vorstellten, für ihn gab es nur ein Weib in der ganzen, weiten Welt, alles Andere, was darauf Anspruch machen konnte, galt ihm für Marionette.

Und dennoch, als Martha, in seiner Nähe vorübergehend, die frommen Augen schüchtern und bittend emporhob, bereit ihm zuvorkommend den innigsten Gruß zu spenden, dennoch richtete er trozig die Augen über sie hinweg!

Nach dieser Begegnung fürchtete Martha ihn jeden Augenblick abreißen zu sehen, allein er blieb. Er war mit Bolling übereingekommen, sich hier häuslich niederzulassen. Bolling eignete sich ganz zu der Rolle eines Mentors nach Lankasterscher Methode, er belehrte seinen Schüler selbstlernend, seine Jugend erlaubte den belehrenden Ton ohne zu beleidigen, nur in dieser Eigenthümlichkeit ist der

Erfolg zu suchen, den er errang, als er Mathias nach wenigen Lehrstunden zu dem Entschlusse brachte, eine Zeitlang das belebende Princip des kleinen Badekreises zu sein und den Formen der Etikette zu genügen.

Ob dämonische Bosheit oder unlösliche Liebe im tiefsten Grunde seines Herzens schlummerte, als er sich zu dieser Rolle hergab, können wir nicht erklären, weil das menschliche Herz unergründlich ist. Mathias ließ sich bereitwillig allen Damen vorstellen, also auch der Baronin Lottum und ihrer Nichte, er ließ bei dieser Präsentation seiner natürlichen, offenen Liebenswürdigkeit freies Spiel gegen alle Damen, nur gegen die Baronin Lottum und ihre Nichte nicht. Kein Laut, kein Blick verrieth, daß er diese Damen je gesehen, dadurch legte er ihnen den gleichen Zwang auf. Martha litt unaussprechlich unter dieser kalten Nichtbeachtung, aber es löschte nicht einen Funken ihrer Gluth! ihr Gesicht sah nur noch sanfter, ihr Auge noch frommer, ihr Lächeln noch demüthiger aus. Sie mied keinesweges seine Nähe, sie ließ den Zufall walten und genoß das Glück, ihn, den sie unbewußt so heiß geliebt hatte, täglich, ja stündlich sehen zu können, mit ganz ungetrübter Laune.

Wenn er in seiner Ungebundenheit den Kreis erheiterte, wenn er sprach, lachte und scherzte, so verlor sie kein Wort davon, aber sie sah nie wieder zu ihm auf, seitdem er sie geflissentlich unbeachtet gelassen. Ob er in ihrer Seele las? Nicht ganz, allein ihr Betragen bezauberte ihn und, wenn sich seine Liebenswürdigkeit veredelte, wenn er sich aus allen Kräften bestrebte, dem BADELEBEN seinen geistigen, sprudelnden Jugendmuth zu opfern, so trug ganz gewiß Martha die Schuld. Er war sehr bald die Seele des Kreises. Man war entzückt von dem Sohn der Wildniß, man pries seine klassische Schönheit, man fand seine Haltung imponirend. Er war unverändert derselbe Mensch, von dem sich der verzärtelte, überspannte, idealisch feine Geschmack Martha's verletzt gefühlt, dem sie übertreibend rohe, wilde Leidenschaftlichkeit zur Last gelegt hatte, er war noch immer der wilde, gerade, natürliche, derbe Naturmensch, und doch fesselte jedes dreiste und kühne Wort ihr Ohr, jede wilde extravagante Handlung ihren Blick, doch strahlte ein inneres Entzücken über ihn durch ihre feinen, lebensvollen Gesichtszüge?

Sie fühlte sich aus ihrer puppenhaften Gemüthsbildung zu der freien Klarheit erwachen, die alle Apathie aus ihr tilgte, sie fühlte eine schöne und sichere Gemüthsruhe bei der Entfaltung ihres reichen Innern, sie fühlte die Ueberwältigung der Liebe in der Unterwerfung ihrer geistigen Verfeinerung und in der Anerkennung seiner schönen, männlichen Natürlichkeit, aber sie fühlte auch, daß solch' ein Männerherz nur stolze Liebe kenne.

Tag auf Tag verstrich. Die muntere Lebendigkeit, welche seit der Ankunft der beiden Herren eingekehrt war, erhielt täglich neue Nahrung durch die glücklich erfundenen Ueberraschungen des Barons und durch die stets bereitwillige Dienstbeflissenheit des Herrn von Strombek. Man durfte einen Wunsch äußern, so war er erfüllt von der Güte des Herrn von Strombek, man konnte nur irgend einen glücklichen Einfall haben, so wurde er ausgeführt von der Gefälligkeit des Herrn von Strombek.

Die Zeit verfloß. Die Baronin, welche schon den Termin ihres Dableibens verlängert hatte, sprach bestimmten Tones von ihrer Abreise, Martha pflichtete ihr ohne Weigern bei. Jetzt häuften sich die Lustbarkeiten. Ein Ball im Freien unter brillanter Beleuchtung wurde beschlossen. Der Zufall krönte das Werk, als er einen geschickten Feuerwerker an demselben Tage im Orte ankommen ließ.

Mathias hatte mit bedeutenden Kosten den Platz in der Nacht planiren und mit Drangerie umsetzen lassen. Die Erleuchtung ging von Park zu Park, von Grotte zu Grotte, von Pavillon zu Pavillon. Das ganze Thal war von Lampenglanz durchhellert und der Schatten der höhern Berggipfel blickte gespenstisch und mysteriös in diesen Lichtglanz hinein.

Die Luft war ganz still. Es war ein entzückender Abend voll Lust und Leben, eine himmlische, südlich warme Nacht. Alles athmete in Frohsinn und Wonne — nur zwei Menschen mit glühender Sehnsucht im wunden Herzen suchten mit kalter Larve dieser Wonne zu trogen.

Martha tanzte nicht. Zuerst konnte sie sich nicht entschließen, mit einem Fremden in die Reihen zu treten, nachher aber verhinderte sie das tiefe Gefühl ihres Glückes zu tanzen. Hatte sie nicht gesehen, mit welchem leidenschaftlichen, glühenden Blicke er sie betrachtete, als er, im Eingange des

Boskets stehend und unter den tanzenden Paaren umhersuchend, sie endlich neben ihrer Tante aufgefunden hatte?

Sie hing sich still selig an den Arm ihrer Tante und schaute träumerisch in das Gewühl. Eine innere Stimme flüsterte ihr vom Ende ihrer Prüfungszeit und ihr Herzpochen wollte die Macht wahrer Liebe geltend machen.

Auch Mathias tanzte gar nicht. Die Erinnerung war zu mächtig in ihm, er vermochte ihr nicht zu entinnen. Er lehnte sich seitwärts gegen das Piedestal einer Götterstatue und ließ seine Augen und seine Gedanken die holde, blaue Gestalt dort im Lichtglanze umschwirren. Endlich begann das Feuerwerk. Blaue, rothe und grüne bengalische Flammen durchleuchteten das Gebüsch — mitten in diesem zauberhaften Glanze tanzten die weißen Elfen gestalten der jungen Mädchen eine Ringeltour des Contretanzes, Mathias stand ruhig betrachtend da, — eine Lichtflamme traf grell beleuchtend seine ganze Gestalt. Martha wagte es, unter der Hülle der Nacht, ihren Blick an ihn zu hängen.

Plötzlich krachte es. Durch Unvorsichtigkeit brannte eine tüchtige Portion Schwärmer und Frösche mit einem Schlage los. Feuereschlangen rieselten am Boden dahin, zischend sprühte der Feuerregen hernieder, heillose Verwirrung unter den Zuschauern und Tänzern anstiftend. Weiter und immer weiter entzündete sich das Werk. Plazend rollten Raketen in der Luft umher, es sah sich sehr gefährlich an, war es aber in Wahrheit nicht allzusehr.

Martha sah eine dichte Feuermasse auf Mathias, welcher unbeweglich, wie taub und blind dastand, zurollen. Mit einem leisen, durchdringenden Schrei flog sie auf ihn zu, um, sich vor ihn stellend, seine Brust zu decken. Unwillkürlich streckte er seine Arme aus, sie umrankten in wilder Hast die leichte zarte Gestalt und hoben sie hinauf an seine Brust.

Ohne Besinnung dessen, was er that, floh er mit ihr in den dichten Park hinein. Dort, fern vom Losen und Spectakel setzte er sich vor einer Grotte nieder, unablässig sie fest an sich pressend.

„Mein Schwan, meine weiße Taube,“ waren seine ersten Worte.

Dicht und fester schmiegte sie sich an ihn, ihre Arme umklammerten seinen Hals, ihre Lippen

fanden sich, eine Minute des reinsten, höchsten Entzückens verflog. „Bergieb! Bergieb!“ flüsterte sie kaum hörbar.

Da sprang Mathias auf. Mit wildem Blicke schleuderte er das Mädchen von sich. „Betrügerin!“ rief er barsch und war im Dickicht verschwunden.

Martha lächelte schmerzlich, aber sie lächelte! die Hände gegen ihr Herz gepreßt, saß sie noch eine kurze Zeit unbeweglich still, dann ging sie langsam auf ihr Zimmer.

(Schluß folgt.)

### Der Geburtstag.

Fragment der Erinnerungen aus den Zeiten der Jugend.

(Schluß.)

8.

aschko legte dem Schuhmacher zwei Dukaten auf den Tisch. „Da Alter!“ sprach er freundlich, „hast Du das Geld für die Stiefeln. Ist's so genug?“

„O mein lieber Herr,“ antwortete der Schuhmacher betreten, das ist mehr als ich verdient habe.“

„Behalt sie nur in Gottes Namen. Geb sie Dir gern,“ fuhr Raschko in seiner vorigen Freundlichkeit fort. „Aber nun ein Wort im Vertrauen. So viel ich weiß, scheint es bei Dir hauptsächlich darauf anzukommen, daß Du Herr eines kleinen Kapitälchens wirst, damit Du Leder kaufen, Gesellen halten, und bei erweitertem Betrieb Deines Handwerks, durch Fleiß und Wirthlichkeit, nach und nach ein wohlhabender Mann werden kannst. Ist's nicht also?“

„Ja wohl! ach wenn mich Gott so glücklich machen wollte! ich habe immer gern gearbeitet und eingezogen gelebt, und würde nun nichts unversucht lassen, mich von meinem Falle wieder zu erheben.“

Jetzt nahm der edle Raschko den Mann bei der Hand und führte ihn an sein Bureau. Er öffnete es und es lagen vier und dreißig wohlgeränderte Eremniger in demselben aufgezählt.

„Da, lieber Alter! Nimm!“ sprach Raschko, indem er das Geld zusammenstrich, „das Geld ist

Dein, brauch's gesund und wend's gut an. Gott segne dieses Wenige!“

„Auch wenn mich Gott das höchste Greisenalter erleben läßt, wird mir diese Scene unvergeßlich sein.“ Da stand er, der von langen Leiden darnieder gebeugte Mann; stumm und unverwandten Auges starrte er unbeweglich das Geld an. — Mir ward's um ihn bange; doch Raschko's liebe reiches Zureden brachte ihn wieder zu sich selbst.

„Nun, was zauderst Du denn, Alter? — Nimm das Geld in Gottes Namen! — Was schaust Du es so lange an? — Nimm doch; es ist ja Dein. — Ich gebe Dir es herzlich gern. Sei ordentlich und fleißig, mache Deine Arbeit immer so gut als diese Stiefeln, und es soll Dir an Kunden nicht fehlen; ich will schon dafür sorgen. — Noch eins: dieses Geld soll nur allein zum Ledereinkauf; Du wirst aber wohl in Deinem Glende Schulden gemacht haben, die Du nun als ein ehrlicher Mann bezahlen mußt. Das sollst Du aber von diesem Gelde nicht. — Schreib' mir sie alle auf und verschweige mir keine. Ich will sie bezahlen. Hier ist auch ein Billet, das trägt Du zum Professor Müller, er wird Deiner Frau ihre Herstellung vollenden, und für Arznei und alles Nöthige sorgen. Auch ein gut Glas Wein steht aus meinem Keller zur Stärkung zu Diesten, wenn es der Arzt nothwendig findet. — Nun so steck endlich einmal Dein Geld ein.“

Noch immer stand der Ueberraschte wie aus den Wolken gefallen. Als aber der edle Ungar das Geld selbst zusammenstrich und es ihm in die Tasche steckte, glaubte er doch, daß es Ernst sei.

„O wie machen Sie mich so glücklich! besser Herr!“ — begann der Tiefgerührte mit weicher, weinerlicher Stimme — „Ich bin sehr bewegt, daß ich Ihnen nicht genug danken kann. — Aber Gott hat es gewiß gesehen, was Sie an mir armen Manne thun, und er wird's vergelten in Zeit und Ewigkeit.“

„St! — St!“ — fiel Raschko dem Dankenden ins Wort — „ruhig! — was das Menschenkind da saalbadert. — Du glaubst wohl gar, ich stehe mit dem lieben Gott auf Rechnung, weil er mir wieder vergelten soll, was ich an Dir thue. Mir hat Gott, wenn wir an keinen Zufall glauben, mehr gegeben, als ich vonnöthen habe, und dabei

bin ich gesund. Dir gab er weniger als Du brauchst, und dabei ist Deine Frau krank und elend; folglich ist es meine Schuldigkeit, Dir von meinem Ueberfluß zu helfen, damit Dir Dein armes Leben nicht zur Hölle werde, und Du dann, dem Uebermaaß Deiner Leiden erliegend, der Verzweiflung in die Klauen fallest. Das braucht mir aber Gott nicht zu vergelten; denn ich thue ja nur, was ich thun muß. Aber ich werde doch dafür belohnt werden; wenn ich sehe, daß es Dir wieder wohl geht, und meine Wohlthat bei Dir gut angewendet ist; was Du jedoch mit dem Danke und dem Gottesvergelten sagen willst, da bleib' mir vom Leibe, das kann ich nicht leiden, damit ist's Punktum."

"Sie wollen also meinen Dank nicht," unterbrach ihn der Beschenkte mit leuchtenden Augen, aus denen immer mehr Thränen über die Wangen herabrollten. „Sie wollen den Ausbruch eines dankbaren Herzens verschmähen! — Ich muß mich Ihrem Willen fügen. Aber für meinen Retter, für den edlen Menschenfreund, ohne den mein armes, rechtschaffenes, treues Weib, elend und siech geblieben wäre, der mir jetzt hilft, mich wieder reichlich zu nähren, für diesen meinen rettenden Engel in Menschengestalt eifrig zu Gott beten, Herr! das können Sie mir nicht wehren, und" — hier hob er seine festgefalteten, vor heftiger Bewegung seines Innern zitternden Hände in die Höhe, und seine thränenvollen Augen blickten himmelwärts — „meine Bitten werden zu Deinem Thron dringen, Du ewig vergeltender Vater im Himmel. Du wirst sie gewiß erfüllen, und diesen meinen Wohlthäter segnen für und für. Oh!"

Hier ersticken die häufigen Thränen seine Sprache. Auch Raschko, der sonst so wilde burschikose Raschko, war, so wie ich, bis zu Thränen gerührt. Tiefbewegt umarmte er Pichlern.

"Du bist ein ehrlicher, braver Mann, Alter! hast mich ganz weich gemacht. — Nun ich werde mich herzlich freuen, wenn es Dir und Deiner Frau immer recht wohl geht, und ich werde nichts versäumen, was Dein Wohlsein befördern kann. — Nun aber geh' in Gottes Namen heim, vor erst aber zum Professor Müller, und wenn Du heim kommst, so sei hübsch vorsichtig im Erzählen, daß Deiner entkräfteten Frau die Freude nicht schädlich wird. — Morgen früh erwarte ich Dich mit Deinem

Schuldenverzeichnis. Du sollst Deine Gläubiger sogleich befriedigen. Ich werde Dich auch bald einmal besuchen und sehen, wie Dir's geht. Adieu!"

## 9.

Pichler ging, und wir machten einen Spazierritt in's Freie, uns von der tiefen Erschütterung wieder zu erholen, welche diese Scene gemacht hatte. Wir ritten eine zeitlang still nebeneinander. Der wilde Raschko war heute zum Lamm geworden. Es war sichtbar, daß in seiner Seele Entschlüsse keimten. — Endlich brach er ganz heiter das Stillschweigen, und fragte: „Wollen wir heute kein Pfeifchen mehr rauchen?"

Nun entspann sich der Faden eines Gesprächs, in welchem im Verfolg, ich weiß selbst nicht wie, das schlechte Loos armer Studenten der Gegenstand wurde, und wir sprachen davon, wie bedauernswürdig das Geschick derselben sei, da ihr Geist niedergedrückt von Nahrungsorgen, unmöglich so frei wirken könne, wie er solle, und daß so mancher talentvolle Bursche in der tiefsten Armuth schmachten und verkümmern müsse.

"Ja! Sie haben Recht, lieber Raschko," — erwiderte ich — „und ich muß Sie auf einen charakteristischen Vorfall bei dem Comers am verwichenen Freitage aufmerksam machen. Sie wissen, ich hatte meinen Platz neben Otto, den wir alle als einen der ärmsten unter unsern Burschen kennen. Der ganze Vermögensbestand dieses Armen war ein Biergrofchenstück. Willig und gern gab er dieses, sein Alles, zur Collecte für Pichlern, und bat mich um eine Kleinigkeit als Darlehn, zur Bestreitung der Zechen."

"Wie!" — rief Raschko im Erstaunen — „das that Otto? der blutarmer Otto? — Der Arme gab dem Armen Alles, was er hatte."

"Ja, er that's! — Alles, was er hatte, gab mit Freuden dieser arme, aber äußerst brave Bursche, der oft des Morgens nicht weiß, wovon er den Tag über die ersten und unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse befriedigen soll."

Still und in sich gekehrt ritt Raschko an meiner Seite eine Strecke, dann reichte er mir sichtbar tief bewegt die Hand und drückte sie mit Herzlichkeit.

"D hätten Sie doch davon geschwiegen," — sprach er. — „Noch vor einer kleinen Weile war

ich so seelenvergnügt und zufrieden mit mir selbst. Jetzt aber erscheine ich sehr klein gegen diesen Armen, den so Viele nur über die Achseln ansahen, und meine Wohlthat an Pichlern verliert sich im Staube der Unbedeutendheit. — Ich gab ja nur von meinem Ueberflusse ohne die geringste Entfagung; aber Otto gab ihm sein Alles willig dahin. — O braver, braver Junge! Wie groß bist Du! — Wie klein ich gegen Dich!“ —

„Beruhigen Sie sich, mein theurer edler Freund! — Sie gaben zwar, in gewisser Rücksicht, nicht so viel als Otto, aber doch viel mehr als er. Hätten Sie noch mehr gethan, und dem Fleiße des Beschenkten gar nichts übrig gelassen, so würden Sie seiner Rechtlichkeit mehr Schaden als Nutzen gethan haben. Sie halfen mit Ihrem allerdings höchst ansehnlichen Geschenke diesen Verarmten so weit, daß er jetzt, wenn er fleißig und ordentlich ist, dahin kommen kann, fremde Hülfe zu entbehren, was Otto's Alles nicht vermochte. Sie thaten folglich beide, was der Menschheit erstes und heiligstes Gesetz befehlt, und das sei Ihnen genug.“

„Sie wollen mich beruhigen, und ich danke Ihnen dafür“ — erwiderte Raschko. „Ganz ist Ihnen dieses jedoch nicht gelungen. Zu meiner eigenen Beruhigung sei es aber von nun an meine Sorge, den braven Jungen aller Noth zu entreißen. Von heute an ist er mein Bruder, und alle seine Bedürfnisse sind die meinigen; auch seine Versorgung einst meine eifrigste Angelegenheit. Er sei mein innigster Freund, und von ihm will ich lernen, für meine Mitmenschen Alles zu thun.“

„Der Himmel befestige diesen herrlichen Entschluß in Ihrer Seele“ — rief ich dem Herrlichen jetzt zu — dann haben Pichlers Leiden herrliche Früchte getragen.“

Während dieses Gesprächs waren wir unvermerkt auf die Straße gekommen, die nach der Stadt führt; da zog ein Trupp lustiger Studenten unter lautem Jubel von einem nahen Dorfe heran.

„Heda, ihr alten Schweden!“ — riefen mehrere Stimmen zugleich — woher des Landes? Kommt mit auf Fischers Kaffeehaus. Die Saalathener Moselaner sind angekommen. Heute wird ein Götterjubiläum fertig.“ —

„Heute kann ich nicht, ihr Lieben!“ — entgegnete ihnen Raschko freundlich. — Aber morgen

kommt Alle wieder zu Fischern, und seit meine Gäste. Da will ich euch meinen Bruder vorstellen.“

„Du hast noch einen Bruder? — seit wann denn. Wir glaubten, Du wärst der einzige Raschko.“

„Geduldet euch nur, morgen sollt ihr ihn schon kennen lernen.“

„Nu, das soll eine Freude werden. — Angestimmt! Gaudeamus etc.“

In diesem lauten Jubel kamen wir zur Stadt. Raschko hielt Wort. Er und Otto waren von nun an die innigsten unzertrennlichsten Freunde, und in seinem Umgange schliff sich die burschikose Wildheit des Erstern allmählig ab, und machte ihn Jedermann doppelt werth.

Einige Monate später rief mich das Schicksal weit von meiner Vaterstadt hinweg, und nach zwei Jahren sah ich sie zum letzten Mal. Ich fand nur wenige meiner Bekannten unter den Studenten wieder. — Raschko war indessen in sein Vaterland zurückgegangen, und Otto, nebst noch mehreren Andern, ebenfalls vom Geschick abgerufen worden. Nur einer meiner ältern Schulfreunde war mir geblieben, welcher gleichfalls den Vorgang von Pichlers Rettung kannte. Ich fragte ihn um das jetzige Befinden dieser Leute, und mein Freund führte mich in die sogenannte Schulgasse, wo ich die Pichlerin wohlgekleidet in einem ziemlich reich ausgestatteten Laden sitzen sah. — Die Rosen der Gesundheit blüheten wieder auf ihren Wangen, und diese fleißigen, ordentlichen Leute waren zu einem ziemlichlichen Grade von Wohlstand gelangt. Ich gab mich ihnen nicht zu erkennen, aber im Herzen freuete ich mich der gelungenen Rettung, und gedachte mit Rührung des Tages, der dieser Rettung Grundstein und Veranlassung war.

Zwei und dreißig Jahre sind seit jener Zeit in das Meer der Vergessenheit hinab gesunken. Meines Lebens blumentreicher Frühling und sein heißer Sommer sind vorüber; der kühlere Herbst ist eingetreten und der Abend beginnt herein zu brechen: aber noch immer gedenke ich, besonders an dem Tage, wo ich mein Wiegenfest feiere, und er ist für mich in jedem Jahre ein heiliges Fest der mannigfaltigsten Erinnerungen — jenes schönen Tages und seiner herrlichen Folgen. Selbst das nun beginnende Alter ist nicht im Stande gewesen, diesen Eindruck zu schwächen, und bis an die letzte Stunde

meines Lebens wird sie felsenfest in meiner Seele stehen, die alte tausendfältig bestätigte Wahrheit: „in seinem Herzen trägt der Mensch der eigenen Thaten Lohn, den Himmel oder die Hölle.“

## Ewald Wendelin.

Erzählung.

wald war der Sohn eines reichen Amtmanns im Sch-Kreise, die Frucht einer mehrjährigen glücklichen Ehe; seine Eltern waren Leute, ehrlich und bieder, und liebten ihn mit wahrer elterlichen Zuneigung, dafür vergalt Ewald ihre Liebe mit der kindlichsten Dankbarkeit. Früh schon pflanzten Eltern und Lehrer die Begriffe von Tugend in sein gutes Herz, und er, in dem der Keim alles Guten und Edeln schon verborgen lag, nahm willig Alles auf, was ihn zur Tugend und Rechtschaffenheit führte. Daher war er schon im vierzehnten Jahre einer der besten Jünglinge. Noch hatte kein Kummer ihn getrübt, immer hatte das Glück, was doch oft so viele Veränderungen im Menschenleben hervorbringt, ihn hold zugelächelt, als auch er erfahren mußte, daß kein Lebensglück hienieden ungestört genossen werden kann, keins für das ganze Leben daure.

Es war im August, als sich Gewitterwolken heraufstürmten, und er mit seinem Vater im nahegelegenen Garten war: schon standen sie an der Thür, um nach Hause zu eilen, als sich ein Sturm erhob, der das Gewitter urplötzlich herbei brachte; wieder zurückzukehren in das Gartenhaus, standen sie eben im Begriff, als der Blitz Ewalds guten Vater traf, und ihn tödtete. Erschrocken, doch mit Fassung und gottergebenem Gemüth, was den Tugendhaften abelt, richtete er zuerst seinen Blick nach Oben, zu dem Herrn der Natur und liebenden Vater der Menschen, und seine Seele erstarrte in dem kindlichen Gedanken: „was Gott thut, das ist wohlgethan.“ Dann senkte sich sein Auge herab auf den geliebten Leichnam, und sprach den Segen des Herrn über ihn aus, sodann trug er ihn mit Hilfe des Gärtners, der unterdeß auch herbeigeeilt

war, auf das im Gartenhause befindliche Lager. Aerzte wurden herbeigeholt, Rettungsversuche angestellt, den Verstorbenen wieder ins Leben zu rufen, aber vergeblich war jede Bemühung, der gute Vater war schon hinübergeschlummert ins bessere Land. Man denke sich den Schmerz der Mutter Ewalds, als sie die Nachricht von dem schnellen Tode ihres Mannes vernahm, der treueste Freund, den sie hatte, war ihr entrisen für diese Erde, und die Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit ihm, schlug besonders nach Beerdigung des geliebten Todten immer stärkere Wurzeln. Sie ward kränzlich, eine ungemeine Mattigkeit bemächtigte sich ihres Körpers, ärztliche Hülfe war vergebens, sie welkte dem Grabe zu. Aber ihre Seele war voll Freudigkeit, denn nach ihrer innern Ueberzeugung wurde sie ja ewig nun mit ihrem Theodor verbunden. Nur vier Wochen überlebte sie ihren Gatten, sie starb. Verwaiset war nun unser Ewald, Vater und Mutter hatten ihn verlassen, sein Schicksal nahm eine andere Wendung, ein Oheim in der Stadt nahm ihn zu sich, und wollte Vaterstelle an ihn vertreten, so sehr dies auch gegen seine Meinung war.

Der Charakter und die Sinnesart dieses Mannes, der übrigens einen ansehnlichen Posten in der Residenz bekleidete, konnte dem seiner nun verklärten Schwester keinesweges gleich gestellt werden. Wo jene alle Menschen mit Liebe umfaßte, stellte sich dieser der Welt als Egoist dar, folglich konnte es unserm Ewald, der so ganz das Gemüth seiner hingeschiedenen Mutter trug, unmöglich gefallen, jedoch trug er mit beisspielloser Geduld die harte Behandlung dieses mürrischen Mannes zwei Jahre hindurch. Nach Verlauf dieser Zeit sandte ihn der Oheim seinem Wunsch zufolge, und nach hinlänglicher Vorbereitung, auf die Universität nach G., wo er Wohnung bei dem ehemaligen Schulfreunde seines Oheims, welcher Arzt war, nahm. Dieser Mann kam ihm mit der liebeichsten Freundlichkeit entgegen, und bewies sich ihm als ein wahrer Freund. Auf Anrathen des Arztes und seiner eignen Neigung zufolge, wählte er das Studium der Rechte, hier suchte sich nun unser Ewald mit allem Fleiß zum Menschen und zu einem nützlichen Bürger des Staates zu bilden. Feind jeder rauschenden Lust, lebte er ein eingezogenes stilles Leben, und beschränkte sich größtentheils nur auf den

Umgang des menschenfreundlichen Arztes. Nicht weit von G. liegt ein kleines niedlich gebautes Dörfchen, in einer wahrhaft romantischen Gegend, dahin pflegte Ewald bisweilen zu lustwandeln, um im Freien Zerstreuung zu suchen nach ernstern Geschäften. Verschiedene Mal schon war er diesen Weg gegangen, als der Arzt zum Prediger jenes Dörfchens gerufen ward, der sich krank befand; er suchte daher um die Begleitung Ewalds nach, und dieser war sogleich bereit, das Verlangen seines väterlichen Freundes zu erfüllen, und so gingen beide gemeinschaftlich an einem heitern Frühlingsmorgen dem Orte zu.

Als sie die Predigerwohnung betraten, kam ihnen die Tochter des Geistlichen, ein blühendes siebenzehnjähriges Mädchen, entgegen, die sie mit fittsamen Anstande bewillkommnete und sie zu dem Zimmer ihres kranken Vaters begleitete. Mit Herzlichkeit empfing seine Gäste der Vater, (denn seine Gattin war vor mehreren Jahren schon gestorben) und dessen Name Gottwald war, reichte beiden die Hand aus dem Bette, und erwiderte auf des Arztes Entschuldigung, daß er seinen jungen Freund mitgebracht habe: „wer sich der Freundschaft eines so allgemein bekannten braven Mannes, als Sie Herr Doctor sind, rühmen kann, der muß mir mit seinem Besuche eben so angenehm sein, als Sie selbst.“ Als beide einige ländliche Erfrischungen eingenommen, der Arzt des Kranken Zustand untersucht und dieser vernommen hatte, daß sein Arzt und dessen Gefährte die Nacht über bei ihm bleiben wollten, so rief er seine Tochter, welche so eben ins Zimmer trat, und sprach: „höre Minchen, führe doch Herrn Wendelin in unsern großen Garten, und laß ihn die neu angelegte Einsiedelei im nahen Hölzchen besuchen, damit er doch auch sieht, wie wir auf dem Lande leben, und daß es uns ebenfalls nicht an Bequemlichkeit und an Gelegenheit fehle, uns unsers Lebens zu freuen. Der Abend ist freundlich, denn der Frühlingsblumenduft erquickt mich ja auf meinem Lager, und ihr Hauch durchs offene Fenster stärkt mich, wie muß der mit Gesundheit begabte nicht des Abends Milde erst fühlen.“ Ewald nahm dies gern an und durchlebte in Gesellschaft und an der Hand des lieblichen Mädchens einen köstlichen Abend. Als sie zurückkamen in ihre Wohnung, rief der Vater seine Tochter zu sich und sprach

scherzend: „sag mir doch Minchen, womit Du Deinen Begleiter die Zeit über unterhalten hast; etwas sehr Interessantes müßt Ihr unstreitig mit einander abgehandelt haben, weil Ihr Beide so vergnügt seid, es muß also die Folge eines angenehmen Ereignisses sein, denn ich getraue mir nicht, Dich so heiter zu machen, und wenn ich meinen ganzen Vorrath munterer Laune dazu aufbieten wollte.“ „Ja mein Vater,“ erwiderte das schuldlose Mädchen: „ich kann nicht läugnen, daß mir mittelst der Unterhaltung des Herrn Wendelin die Zeit angenehm verstrichen ist, und hingezogen zu ihm fühlt sich meine Seele, wie zu Keinem noch. Und nicht wahr, mein Vater! hier drückte sie einen herzlichen Kuß auf dessen eingefallene Wange, Sie sehen es gern, wenn mir etwas Freude macht, gönnen mir gern jedes unschuldige Vergnügen? Nun so bitten Sie Herrn Wendelin, daß er uns recht oft besuche, damit ich mich mehrmals seiner so geistreichen Unterhaltung freuen und von ihm lernen kann.“

„Junger Mann, wie gefällt Ihnen das, wenn die Tochter den Vater bittet, an ihrer Stelle einen Mann, der ihr gefällt, um öftere Wiederholung der Besuche zu ersuchen? ist das nicht Alles, was eine Tochter sich von der Willfährigkeit eines Vaters versprechen kann? Indes es sei, schuldlose Liebe sei von mir gesegnet; ich habe Sie selbst liebgewonnen, junger Mann, und so lade ich Sie denn hiermit auf öfteres freundschaftliches Wiederkommen ein, mit der Versicherung, daß Sie mir jeder Zeit herzlich willkommen sein sollen.“ Mit freudigem Entzücken nahm Ewald diese ihm so erfreuliche Einladung an, und sein Blick sagte Wilhelminen, wie treffend sie in seiner Seele gelesen und wie sie seinen Empfindungen gemäß gesprochen. Zeitig legte man sich zu Bette, aber Niemand floh der Schlaf mehr, als Ewald und Wilhelminen, die Beide von gleichen ungewohnten Gefühlen bestürmt, sich unruhig auf ihrem Lager umherwarfen. Kaum fiel der erste Goldschein des Morgenrothes in die Schlafkissen der Liebenden, als Wilhelmine ihr Lager verließ, sich in den Garten begab, und in einer Laube nahe dem Fenster von Ewalds Schlafzimmer, welches die Aussicht in den Garten hatte, mit reiner silberheller Stimme sang: „lobt den Herrn, die Morgensonne.“ Bei Anstimmung dieses schönen

Gefanges verließ Ewald sogleich sein Lager, um am Fenster die reizende Sängerin zu belauschen.

Nachdem sie geendet, eilte er bald, als er angekleidet war, in den Garten und stand unversehens am Eingang der Laube. Anfänglich schien Wilhelmine etwas verlegen, sich im Morgenkleide überrascht zu sehen; aber auf Ewalds Entschuldigung, wie er unmöglich sich habe das Vergnügen entsagen können, ihr seinen Beifall zu bezeigen über ihren Morgengesang, ersuchte sie ihn, sich an ihrer Seite niederzulassen, wo sie sich, angeweht vom Morgenluft des Maien, in schuldlöser Liebe und im goldenen Schein schöner Zukunft ewige Treue zusicherten. Dann eilten sie in ihre Wohnung zurück, wo sie Vater Gottwald, der sich heute viel besser befand, aufgerichtet im Bette am Theetische mit seinem Arzt antrafen. Diese beiden Freunde erwiderten freundlich den Morgengruß des eintretenden Paares mit der ihnen eigenen muntern Laune. Nach abgehaltenem Frühstück beurlaubten sich der Arzt und sein Begleiter bei dem wackern Landgeistlichen und seiner schönen Tochter, und versprachen ihre Besuche zu wiederholen.

Beide hielten was sie zugesagt in der Folge wirklich; und zwar Ewald um so pünktlicher, je mehr sich bei jedem Wiedersehen seine Liebe zu Wilhelminen vermehrte, und je mehr diese solche mit Herzenswärme erwiderte. Vater Gottwald, dem es in Ansehung Ewalds wie seiner Tochter ging, und welcher den edel denkenden Jüngling mit jedem Tage lieber gewann, billigte von ganzer Seele die Neigung seiner beiden Kinder, denn er pflegte Ewald schon jetzt nicht anders, als seinen Sohn zu nennen. So war bereits seit jenem Augenblick, als die Liebenden sich kennen lernten, ihnen unmerkelt im stillen Liebesglück ein halbes Jahr vergangen, als sich der Geheimrath Weilchenberg, der am benachbarten Hofe in Ungnade gefallen, und zwar als überaus reicher Mann, aber auch als zügelloser Wüstling bekannt war, auf dem nahen Rittersitz Horstenstein, der nur eine Stunde von Gottwalds Wohnung entfernt sich befand, einkaufte, und von ungefähr Wilhelminen kennen lernte. Weilchenberg ließ sich daher eines Tages bei Wilhelminens Vater melden, und dieser, der, ohne die Regeln des Wohlstandes zu beleidigen, die Annahme seines Besuches nicht verweigern konnte, empfing ihn mit herzlicher

Freundlichkeit. „Verzeihen Sie, Herr Prediger!“ begann Weilchenberg seine Anrede, „daß ich es wage mich als ein Fremder bei Ihnen gleichsam einzudrängen; aber die Beweggründe, welche mich dazu verleiten, sind diese: schon in der Residenz hörte ich von Ihnen sprechen, hörte Sie als den biedersten, rechtschaffensten Mann rühmen, jetzt konnte ich mir unmöglich die Freude versagen, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, um ihren lehrreichen Umgang und thätigen moralischen Einfluß auf die Bildung fühlender Menschen in der Nähe zu genießen.“

„Sie sagen mir da, lieber Herr Rath,“ entgegnete Gottwald, „Dinge, die zu glauben und für wahr zu halten, ich weder stolz noch unbescheiden genug bin, und muß Ihnen daher recht sehr für die Ehre danken, die Sie mir durch Wiederholung Ihrer Besuche zuzuwenden belieben wollen; indem Sie an mir den Mann nicht finden, den Sie meinen, ob ich es zwar von ganzem Herzen wünschen möchte, der zu sein, den Sie an mir zu finden wännen.“ Weilchenberg aber suchte ihm mit der ihm eigenen Beredsamkeit darzuthun, wie er aus wahrer Freundschaft und Liebe nur sich in seinem Hause aufgenommen zu sehen wünschte, und in Gesellschaft sein und seiner reizenden Tochter das stille häusliche Glück zu finden hoffe. Er empfahl sich hierauf mit freundlicher Ergebenheit, und noch war sein Wagen nicht völlig zum Dorfe hinaus, als Wendelin in die Pfarrwohnung trat, und Vater und Tochter noch mit Aufräumen des Besuchzimmers beschäftigt fand. „Ei ei, Sie haben Besuch gehabt, mein Vater! und wie es scheint, einen sehr ungewöhnlichen,“ sagte Ewald; „darf man wohl fragen, wer es war, der Sie beide so thätig gemacht hat.“

„Ja, mein lieber Sohn,“ sagte Gottwald, „da müssen Sie sich bei meiner Tochter Antwort holen, ich kann Ihnen weiter nichts sagen, als daß es ein angesehenener Mann war, der mein Schüler werden, und von mir lernen will; meine Tochter aber wird Ihnen ungleich bessere Auskunft hierüber geben können, als ich, denn, wie es scheint, hat der Besuch mehr ihr als mir gegolten.“

„Ja, ja, mein Herr!“ fuhr Wilhelmine fort, „staunen Sie, wie Sie wollen, mein Vater hat Ihnen Wahrheit gesagt; noch mehr aber werden Sie staunen, wenn Sie hören, daß ich die Geliebte

des wohllehrbaren Herrn Geheimrath Beilchenberg geworden bin. Nun was sagen Sie? antworten Sie gar nicht, hat der Schreck Ihnen die Sprache geraubt?

„Wilhelmine! Noch kann ich vor Verwundung nicht zu mir kommen, und wahrhaftig, wenn ich nicht Ihre scherzhafte Laune kannte, so müßte ich meinen“ —

„Wie? Sie glauben wohl gar, als ob Alles nur Spaß sei, was ich Ihnen sage,“ entgegnete Wilhelmine.

„Hören Sie, lieber Sohn!“ setzte Gottwald hinzu, „lassen Sie sich nicht verführen von der Laune des muthwilligen Mädchens, die Sache für mehr als Scherz zu halten.“

Bei diesen Worten entfernte sich der ehrliche Alte, und Wilhelmine fuhr scherzend fort: „mein Vater hat mir meine ganze Freude verdorben, ich wollte Sie mit Fleiß recht lange in der Ungewißheit lassen, ob ich im Scherz oder Ernst mit Ihnen gesprochen, um zu sehen, ob Sie aufgebracht

darüber werden könnten, dann wollte ich in Ihre Arme sinken, und Ihnen küßend sagen: mein lieber Ewald! fürchte Nichts, ich bin Dein, von Dir trennt Deine Minna nichts als der Tod.“

„O Minna, meine Gute! laß das herzliche Du unter uns wohnen von nun an, dies trauliche Wörtchen, — komm liebes Mädchen, komm an meine Brust, Du mein Alles in der ganzen großen Gotteswelt, mein Glück und meine Liebe.“ Mit liebender Geschwindigkeit hing Wilhelmine sich an seinen Arm und gingen hinab in den Garten, wo sie ihren Vater in jener Laube fanden, welcher sie die Entstehung ihrer Liebe dankten. Lieblich lächelte der Greis seinen kommenden Kindern entgegen, und freuete sich mit dankendem Blick, daß er sich in ihnen wieder neu ausleben sehe. Sie betrachteten gemeinschaftlich das prächtige Naturschauspiel, den majestätischen Untergang der Sonne, nahmen dann ein ländliches Abendbrod unter heitern Scherz ein, dann legten sich diese drei Glücklichen zur Ruhe nieder, freundliche Träume umgaukelten ihre Phantasie.

(Fortsetzung folgt.)

## Nordalbingische Dichtungen.

### 1. Die Verlassene.

Es steht ein trauriges Mädchen  
Im niederen Bauernhaus,  
Bleich ist der Jungfrau Wange,  
Sie schaut zum Fenster hinaus.

Sie schaut mit feuchtem Blicke,  
Hinaus in die weite Haid,  
Da lagern die jungen Rekruten,  
Zum blutigen Kampfe bereit.

Da kommt der Oberst. Es trommelt!  
Fortrückte jubelnd der Schwarm,  
Aufschreit das Mädchen und sinket  
In der tröstenden Mutter Arm.

### 2. Das Opfer.

Nächtlich liegt das Dorf. Aus seiner Mitte  
Ragt der Kirchthum geisterhaft empor.  
Schlummer rings; nur aus der engen Hütte  
An der Kirche dringet Licht hervor.

Ach! es leuchtet an der Mutter Bette,  
Die tiefächzend mit dem Tode ringt,  
Und dem lieben Töchterchen Rosette,  
Die die Arme um die Sieche schlingt.

Düster brennt die schlechtgenährte Leuchte  
Auf dem Tisch, der balden Einsturz droht.  
Ruhe herrscht, ja selbst die Fliegen scheuchte  
Samsend fort das Mitgefühl der Noth.  
Trauernd flohen sie das Reich der Leiden,  
Wo Du, Hungertod, Dein Werk ersinnst,  
Während an dem Unglück sich zu weiden,  
Ost ein Auge durch das Fenster grinst.

Schwüre, Seufzer, Todesröcheln heben  
Aus der Brust der Kranken sich hervor:  
„Horch! wer rief mich, Kind, wer rief mich eben?  
Mitternacht schallt, Mutter, an Dein Ohr! —  
Da erhebt die Sieche sich mit Mühen,  
Jeder Nerv wird wiederum belebt,  
Während geisterhaft die Blicke glühen,  
Und die langverschloßne Lippe bebt:

„Kind! ich leg' mich nun zum Tode nieder,  
„Meine Zeit ist kommen, und ich lehr'  
„Nun zum frühverblichnen Gatten wieder,  
„Dem ich dann auf ewig angehör'.

„Lebe wohl! und bleibe treu der Mahnung,  
 „Welche Du so oft von mir gehört,  
 „Mache unwahr meine finst're Ahnung,  
 „Die die Mutterlieb' umsonst beschwört.

„Sechszehn Sommer sind Dir kaum entschwunden,  
 „Und schon laß ich Dich verwaist zurück,  
 „Von Verführung, unbewußt umwunden,  
 „Ganz ihr Opfer, nun sich schließt mein Blick.  
 „Sei d'rum stark und gieb mir das Versprechen,  
 „Rein zu bleiben, mit hinab in's Grab,  
 „Daß wenn —“ doch der Kranken Augen brechen,  
 Und sie sinket regungslos hinab.

Kalt und immer kälter wird die Leiche,  
 Doch zur Tochter blickt ihr Auge stier,  
 Und der halbverschloß'ne Mund, der bleiche,  
 Spricht beredt, wenn lautlos auch, zu ihr.  
 Laut aufschreit die Tochter: „Ach, erwache!  
 „Nur noch jetzt nicht, Mutter! Laß Dein Kind  
 „Nicht ein Opfer Deiner Feinde Rache,  
 „Die der Ursprung uns'res Unglücks sind.“

Doch umsonst! kein Hauch vermochte wieder  
 Anzufachen die erloschne Gluth.  
 Ohne Regung sind die starren Glieder,  
 Und erkaltet stockt das rege Blut.  
 Sinnlos stürzt die Tochter auf die Leiche  
 Und „erwache!“ ruft sie für und für.  
 Horch! da hallen Tritte auf dem Steige,  
 Und es öffnet sich mit Kraft die Thür.

Und ein hoher, hagrer Mann, begleitet  
 Von zwei Dienern, blicket ins Gemach.  
 „Ist's vorüber?“ höhnt sein Mund. Er schreitet  
 Grinsend vor; die Diener schreiten nach.  
 „Pakt das Mädchen!“ herrscht er. „Laßt die Leute  
 Keinen Augenblick aus dem Gesicht!“  
 Und zur Leiche: „hättest Du noch heute  
 Sie bewilligt, lägst Du also nicht.“

„Reichlich hätt' ich, Weib, es Dir vergolten,  
 „Deine Schuld erlassen, Dich beschenkt.  
 „Was mir Deine Grillen wehren wollten,  
 „Hab' ich im Besitz jetzt ungekränkt.“  
 Und er geht mit Hohn, wie er gekommen.  
 Doch der Arge hat sich arg bethört:  
 Noch ein Schrei des Mädchens wird vernommen,  
 Und kein Laut wird mehr von ihr gehört. —

— — Feierlich begleiten Grabesklänge  
 Heut zwei Leichen auf den Friedhof hin.  
 Lautlos fluthet nach die große Menge,  
 Stille Trauer fesselt ihren Sinn.  
 Blumenkränze, weiß und farbig, fallen  
 In die Gruft aus Freundeshand hinab,  
 Und voll Wehmuth hört man leise lallen:  
 „Alles Unglück endet mit dem Grab!“

Friedrich Dörr.

## B ü c h e r s h a u.

- 1) Die Matadore, von Th. Mundt.
- 2) Die Ideale der Liebe, von A. Schrader.

orm und Stoff einer Kritik, welche sich willenlos unter der Lectüre eines Werkes bildet, trägt stets den Stempel der ausgeprägten Subjectivität, weicht also wesentlich von den Anforderungen einer höhern, innern Kritik ab, die nach bestehenden Regeln und Gesetzen mit objectiven Gründen abzufassen sein würde. Sie könnte sich mit dem Werthe der Kritik eines Kunststrichters ex professo, der in Freiheit und Gründlichkeit, von allen Einwirkungen des Augenblickes abstrahirend und nur den Interpretationen des Verstandes folgend, seine Beurtheilung aufzustellen bemüht ist, auf keine Weise messen, wenn nicht gerade in den Ausprüchen der Phantasie und des Gemüthes eine Kraft sich entwickelte, die der Kritik des rein geistigverständigen

Maßstabes Stich zu halten vermöchte. Diese Resultate sind nun freilich mehr von romantischen Productionen zu erwarten, als von solchen, welche sich auf streng wissenschaftlichen Gebieten bewegen, allein wir haben es hier auch nur mit den Erstern zu thun. — Der Funke dieser Kraft, welche vom einfachen Interesse bis zum flammenden Enthusiasmus steigen kann, ruht in unserm Gemüthe. Er schlummert dort. Ist nun ein Autor im Stande, mit seinen Gebilden, mit seinen Schilderungen diesen Funken zu wecken, anzufachen und bis zum Ende mit steter Nahrung zu beleben, so hat er, nach der Meinung des Ref., sein Ziel auf's Schönste erreicht — das Werk ist gelungen, es ist vollendet zu nennen! wenn sich an solche Werke das anatomische Messer pedantischer Kunststrichter heranwägte, so würde die weiseste Betlegung nichts weiter ausrichten können, denn der Organismus desselben ist gesund und trost den kleinen Mäkeleien.

Wie überlassen dem Leser die Ruhanwendung dieser Introduction und begnügen uns mit der ein-

fachen Darlegung der Eindrücke, welche die Lectüre des Werkes „die Matadore“ in uns hervorgerufen hat. Es ist unstreitig eine von den belletristischen Schöpfungen, welche unter der klaren, sanft bewegten Oberfläche einen tiefen Sinn bergen, allein es ist nicht Absicht des Ref. darauf näher einzugehen und sich in Commentaren zu verlieren.

Das Interesse daran erwacht sogleich, seine Fesseln wachsen sichtlich mit der fortschreitenden Entwicklung aller einzelnen Charaktere und sie schließen sich mit einer stillen Genugthuung bei dem Ende des Werkes. Berühren wir nun flüchtig die Hauptcharaktere und nehmen wir gleich vorweg die Sängerin in Augenschein — diese edle, tragische Erscheinung, den gewöhnlichen Repräsentantinnen von Coquetterie, Leichtsinne und Intriguen sucht total entgegenstehend. Vom ersten Auftreten an erregt sie unsere Sympathie, welche in bestimmten Gradationen bis zur Theilnahme und Rührung steigt. Ueberlassen wir uns dann der Betrachtung der Schuhmacherwitwe, wie sich in ihr die leise Schattirung des Idealismus so harmonisch in Gefühl auflöst, daß die naturgemäße Entwicklung ganz zweifellos wahrhaft bleibt. Der Pendant zu dieser Erscheinung ist Lerche, einer der Matadore. Er ist in einer gewissen poetischen und ästhetischen Klarheit consequent dargestellt, während in dem Zweiten dieses Trifoliums dem Polen das politische Pathos an's Großartige streift, um dessen ungeachtet in dem Dritten — trotz seiner burlesken Auffassung und grotesken Gestaltung — fein aristokratisch bürgerlich gezähmt zu enden.

Das Intriguensfach des Romanes wird von dem russischen Fürsten und der mecklenburger Gräfin würdig repräsentirt und wenn Ref. gestehen muß, daß die mütterlichen Anstrengungen zur Demüthigung einer einzigen Tochter in's Unwahrscheinliche zu gehen scheinen, so muß er doch auch wieder einräumen, daß der Autor es verstanden hat, durch die Art der Vergeltung dem Leser eine vollständige, sittliche Befriedigung zu verschaffen.

Mit allen andern noch activen Persönlichkeiten des Romanes verwebt sich nun die Handlung

in meisterhafter Verschmelzung auf eine so lebensfrische Weise, daß sie unzertrennlich in allen einzelnen Episoden mit ihnen ist und von dem blühendsten Colorit der Möglichkeit gefärbt wird. Ganz vortrefflich erschien uns die Allegorie in der Backstube, wo durch Personification der verschiedenen Staaten ein lächerlicher Krawall herbeigeführt wird. —

Referent hat nicht ohne Absicht die beiden Werke zur Besprechung zusammengestellt. Wenn er bis dahin von einer Production gesprochen hat, die ein Stück Leben, getragen von Phantasie, Dichtung und Wirklichkeit darstellt, so liegt ihm jetzt ob, in der Beurtheilung der „Ideale der Liebe“ von leblosen Figuren zu reden, denen für meine kurze Zeit, zur Erfüllung des Zweckes, Leben ertheilt und eine Rolle zugewiesen ist. Dies Werk ist ein Schauspiel. — Genau wie Marionetten bewegen sich seine Gestalten in den nöthigen Rollen, welche von romantischen Zufällen über sie verhängt werden und trotz aller wechselnden Scenerie — trotz des leichten, eleganten Styles und mancher anderer äußern Ausstattungen und Ausmalungen, gewinnt man dem Dinge nicht das geringste Interesse ab. Wie Acteure kommen die Menschen auf die Bühne geschritten, sie spielen ihre Rolle ab, und verschwinden, um Andern Platz zu machen, die zur Verwicklung des Drama's nöthig sind. Töchter, Schwestern, Gattinnen erscheinen, wie sie gerade gebraucht werden, ist der Sache gar nicht anders abzuhelpen, so werden sie aus Italien verschrieben! alte Generale verstecken sich, junge Weiber maskiren sich in alte, graue Schlösser, alte Ruinen, alles ist da, wenn es gebraucht werden soll. Man schlägt sich mit Cavalleriefäbeln in stockdunkler Nacht, um dem Meuchelmord Spielraum zu lassen. Dumas, Sue und noch einige andere dergleichen gute Freunde spukten dabei auf entseßliche Weise — genug, Schauspiel für's Geld so viel man will und klugerweise der Schauplatz in dem Lande, dem man die Märchen der Tausend und eine Nacht, ohne Gefahr seine Phantasie zu compromittiren, unterlegen kann.

Ernst Friese.

### Öffentliche Warnung!



In den öffentlichen Blättern wird den deutschen Auswanderern das Anerbieten gemacht, sich als Arbeiter auf den Landgütern von fünf großen Grundbesitzern in Brasilien (Nic. Ant. Regueira Valle de Gama, Viç. de Baependy, Braz Car-

neiro Bellens, Donna Franc. Mar. Valle de Gama und José da Silva Carvalho) anwerben zu lassen. Das Ueberfahrts-geld soll ihnen vorgeschossen, Wohnung auf dem Gute angewiesen und Alles, was sie während des ersten Jahres an Lebensmitteln, Kleidung und sonstigen Bedürfnissen brauchen, auf Borg gegeben werden. Dies klingt freilich sehr schön, aber der hinkende Bote kommt nach! Alles, was

die Auswanderer auf diese Weise geborgt erhalten, müssen sie natürlich zurück bezahlen, aber sie dürfen auch, so lange dies nicht geschieht, den Dienst ihrer neuen Herren nicht verlassen, und müssen das, was nach vier Jahren nicht zurückgezahlt ist, verzinsen. Ein Eigenthum an Land erhalten sie nicht, eben so wenig einen bestimmten Tagelohn, sondern ihnen werden einige Tausend Kaffeebäume zur Besorgung übergeben. Der gewonnene Kaffee wird vom Eigenthümer verkauft, und was dieser nach Abzug der Kosten für den Transport des Kaffee's, der Verkaufskommission und einer Abgabe für den Gebrauch der Maschinen (zum Auskornen des Kaffee's), als Rein-Extrag berechnet, soll zwischen ihm und den Kolonisten getheilt werden. Außerdem wird den Kolonisten noch so viel Land geliehen, als sie nebenher zur Erzielung von Lebensmitteln bebauen können. Aber auch von diesen Lebensmitteln dürfen sie dasjenige, was sie über ihren häuslichen Bedarf erzielen, nicht selbst verkaufen, sondern der Gutsherr verfährt damit eben so, wie mit dem Kaffee. Außerdem müssen sie sich verpflichten, ohne Bewilligung des Gutsherrn sich in keinerlei Handelsgeschäfte einzulassen.

So speculirt man auf Unerfahrenheit und Leichtgläubigkeit der deutschen Auswanderer und schämt sich nicht, ihnen ein Vertragsverhältniß anzumuthen, wodurch sie geradezu zu Sklaven gemacht werden! der Verdienst der Kolonisten wird nämlich sehr gering ausfallen; denn die brasilianischen Plantagenbesitzer selbst verdienen nach der bisherigen Erfahrung an der Kaffeeerndte nicht eben viel, vielmehr kommt der Hauptgewinn den Zwischenhändlern zu Gute. Besorgt nun der Plantagenbesitzer den Transport des Kaffee's, so wird er seine Kosten möglichst hoch berechnen, um recht viel abziehen zu können, und rechnet man nun auch noch die Abgabe für die Maschinen ab, welche ebenfalls in die Tasche des Gutsbesizers fließt, so möchte sich nur ein geringer Rein-Extrag herausstellen, von dem der arme Kolonist die Hälfte beziehen soll.

Eben so ist es mit den Lebensmitteln. Und hier sind die deutschen Kolonisten in Wahrheit noch schlechter daran, als die Sklaven. Denn fast in der ganzen Welt läßt man den Sklaven dasjenige, was sie in ihren Freistunden erarbeiten, als ungeschmäleretes Eigenthum, und erlaubt ihnen damit Handel zu treiben, wie sie wollen. Der deutsche Auswanderer soll aber auf den Gütern der „fünf großen Grundbesitzer in Brasilien“ auch diese Vergünstigung nicht einmal haben!

Es läßt sich leicht berechnen, daß auf diese Weise der Auswanderer in den meisten Fällen unmöglich seine Schulden innerhalb vier Jahren abtragen kann. Denn von dem deutschen Hafen beträgt das Passagegeld nach Brasilien mindestens

45 Thlr. und mit Einschluß der nöthigen Schiffsbedürfnisse (Matrage, Geschirr u. s. w.) wenigstens 50 Thlr. pro Kopf. Die erste Einrichtung, so wie die Lebensmittel bis zur eigenen Erndte, etwaige Kleidungsstücke und sonstige Bedürfnisse kann man gut und gern auf 100 Thlr. pro Kopf veranschlagen. Denn Vieles davon ist ohnehin in Brasilien sehr theuer, und der Gutsherr wird ihnen unzweifelhaft die höchsten Preise berechnen, damit sein Guthaben möglichst hoch werde. So würde z. B. eine Familie von vier Personen eine Schuldenlast von wenigstens 600 Thlr. haben. Im günstigsten Falle wird sie in den ersten vier Jahren vielleicht 100 bis 200 Thlr. abzahlen können, so daß dann noch eine Schuld von mindestens 400 Thlrn. verbliebe. Nun fängt aber die Verzinsung an, und der landesübliche Zins in den dortigen Gegenden beträgt 18—25 pCt.! die Familie muß daher jährlich 72—100 Thlr. abgeben, um nur die Zinsen ihrer Schuld zu decken, und man kann leicht berechnen, wie diese Schuld wachsen muß, wenn nicht so viel erübrigt werden kann. Der Plantagenbesitzer hat es hiernach völlig in seiner Hand, die Leute so lange in seinen Diensten festzuhalten, als es ihm irgend beliebt, und die Auswanderer gehen somit für ihre Lebensdauer einem Verhältniß entgegen, was man nicht anders als Sklaverei nennen kann.

Dies ist aber gerade die Absicht der Herren Plantagenbesitzer, die jetzt die deutschen Auswanderer anzulocken suchen. Denn die Sklaven werden ihnen nach und nach zu theuer, weil die Zufuhr aus Afrika fast ganz aufgehört hat, und erfahrungsmäßig die Neger-Bevölkerung in Brasilien sich nicht aus sich selbst vermehrt, sondern, ohne fortgesetzte Zufuhr, an Zahl abnimmt. Da sollen nun die deutschen Auswanderer aushelfen.

Daß die großen Plantagenbesitzer dieses Mittel versuchen, ist nicht zu verwundern; daß aber Deutsche zu diesem Menschenhandel ihre Hand bieten, wie es leider geschieht, ist wahrhaft empörend.

Das Auswandern ist schon an sich ein sehr schwerer und in den meisten Fällen schwer zu bereuender Schritt. Wenn er aber einmal gethan ist, so sollte man dem armen Auswanderer, der oft leichtgläubig genug ist, solchen, für Unkundige recht lockend klingenden Anerbietungen zu trauen, doch auf alle Weise die Augen öffnen, um sie vor einem sicheren Verderben zu bewahren.

Der unterzeichnete Verwaltungsrath hat es daher für seine Pflicht gehalten, diese öffentliche Warnung zu erlassen.

Ist der Auswanderer einmal fest entschlossen, sein Vaterland zu verlassen, und hat er Brasilien zu seinem neuen Vaterlande gewählt, so gehe er wenigstens nach solchen Ansiedelungen, wo er nicht

zum Sklaven gemacht wird, sondern verhältnißmäßig leicht einen freien Grundbesitz erwerben kann, und die Aussicht auf eine auskömmliche Zukunft hat. Als solche ist die Colonie Donna Francisca (gegründet von dem Hamburger Colonisations-Vereine für 1849), die Colonie San Leopoldo in der Provinz Rio grande do Sul und die Colonie Blumenau in der Provinz Sta Catharina zu nennen. Hier wird er bereits zahlreiche Landsleute aus Deutschland, eine wohlwollende Aufnahme und eine ungeschmälerte Selbstständigkeit vorfinden.

Vor allen Unternehmungen aber, wobei, wie von den fünf großen Grundbesitzern in der Provinz Rio de Janeiro, die deutschen Auswanderer nur als Aushülfe für Sklaven betrachtet werden, muß der Verein zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation auf das Entschiedenste warnen.

Berlin, den 17. Januar 1852.

Der Verwaltungs-Rath des Vereins zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation.

## Feuilleton.

**A. von Lamartine.** In Frankreich wird dieser schönwissenschaftliche Schriftsteller zu den ausgezeichneten gezählt und bewundert, und es fehlt in Deutschland nicht an ähnlichen Bewunderern und Lobpreisern, und wenn Lamartine's literarische Erzeugnisse, die man so schnell in's Deutsche übersetzt, deutsche Originale gewesen wären, wie ganz anders würde man sie beurtheilt, ihre Schwächen, Mängel und Fehler aufgedeckt und streng gerügt haben. Wie wenig wahren ästhetischen Werth Lamartine's Schriften zuweilen haben, davon liefert sein Raphael (Erinnerungen aus dem zwanzigsten Lebensjahre, zwei Bände\*), den besten Beleg.

Der Held dieses Romanes ist weder der Engel, noch der berühmte Maler, sondern der Pinsel Raphael. So wohl sein Charakter, wie alle übrigen, sind mit einem gänzlichen Mangel psychologischer Kenntniß geschildert und er sowohl, bei seiner abgeschmackten und unnatürlichen Empfindsamkeit, interessirt so wenig, als die historische Kreolin Julie und deren Gatte, der sich als ein bei seinem hohen Alter kindisch gewordener Greis zeigt. Die Zwiesprache zwischen Raphael und Julie sind von einer so ermüdenden unnatürlichen Breite bei ihrer vorgeblichen platonischen Liebe, daß sie zuweilen selbst an den Aberwitz grenzen und man die Wahrheit eines deutschen Dichters (v. Göcking) lebhaft fühlt:

„Ein volles Herz giebt wenig Klang,  
Daß leere klingt aus allen Tönen.“

Wie flüchtig übrigens dieser Roman geschrieben worden, der mit mehreren gar nicht in Zusammenhang stehenden Nebendingen, welche keinen

wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung der Ereignisse Raphael's und Juliens haben, beweiset, daß auf dem Titel zu lesen ist: „Erinnerungen aus dem zwanzigsten Lebensjahre;“ von Raphael aber gesagt wird, daß er fünf und zwanzig Jahre alt ist. Eben so wird das Alter Juliens erwähnt, als eine zwanzigjährige Jungfrau; und nach einem Zeitraum von zwei Jahren liest man von ihr, daß sie acht und zwanzig Jahre alt ist.

M.

**Die Deutsche Auswandererzeitung.** Die seit Anfang d. J. bei J. G. Heyse in Bremen erscheinende deutsche Auswandererzeitung ist in jeder Hinsicht allen denen zu empfehlen, die mit dem Plane umgehen, ihr deutsches Vaterland zu verlassen, um sich in der neuen Welt eine neue Heimath zu suchen. In diesen Blättern werden sie die wohlgemeinten Nachweise und Belehrungen finden, die für dergleichen Unternehmungen vor allem Andern von der größten Wichtigkeit sind, da es doch immer eines der größten Wagstücke für Denjenigen bleibt, der seine hiesige, wenn oft auch an sich nur spärlich ausreichende, aber darum sichere Existenz mit einer völlig ungewissen zu vertauschen, sich zum unwiderrüflichen Vorsatz gemacht hat. Möchten daher Alle, die sich zu solchem Vorhaben nun einmal fest entschlossen haben, diesen Hinweis aufs Angelegentlichste benutzen, bevor sie zur Ausführung desselben schreiten und es wird gewiß Niemand beueuen, diesen wohlgemeinten Fingerzeig zuvor benutzt zu haben.

M—k.

\*) In einer deutschen Uebersetzung erschienen in Leipzig, Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:  
der Souffleur.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.